

Sonderdruck aus:

PHILOSOPHISCHE RUNDSCHAU

EINE ZEITSCHRIFT
FÜR PHILOSOPHISCHE KRITIK

BEGRÜNDET VON

HANS-GEORG GADAMER UND HELMUT KUHN

HERAUSGEGEBEN

IN VERBINDUNG MIT DEN BEGRÜNDERN VON
RÜDIGER BUBNER UND BERNHARD WALDENFELS



1978

25. JAHRGANG

HEFT 3/4

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Dieser Sonderdruck ist im Buchhandel nicht erhältlich

PUTNAMS PHILOSOPHISCHE AUFSÄTZE

- Hilary Putnam, Mathematics, Matter and Method, Philosophical Papers, Volume 1, Cambridge University Press, Cambridge 1975, xiv + 328 S.*
- Hilary Putnam, Mind, Language and Reality, Philosophical Papers, Volume 2, Cambridge University Press, Cambridge 1975, xvii + 457 S.*

Hilary Putnam ist gewiß eine der wichtigsten Figuren auf der heutigen philosophischen Szene, was dem deutschen Publikum freilich, wie mir scheint, nicht hinreichend bekannt ist. Ein wesentlicher Grund dafür dürfte sein, daß Putnam fast nur Aufsätze verstreut in Fachzeitschriften und Sammelbänden veröffentlicht hat, wodurch es nicht nur in Deutschland schwer wird, einen Überblick über sein philosophisches Werk zu gewinnen. Mit der vorliegenden Aufsatzsammlung ist dies anders geworden. Sie enthält auf etwa 800 Seiten insgesamt 41 Aufsätze und Vorträge, die Putnam in den Jahren 1957–1975 geschrieben hat. Sie ist damit zwar nicht vollzählig, aber doch inhaltlich im wesentlichen vollständig. Ihre Bedeutsamkeit ergibt sich daraus von selbst.

Wie es häufig bei Sammlungen von Aufsätzen eines Autors der Fall ist, hat auch sie den Nachteil, daß sie aus vielen, zumeist selbständigen Einheiten besteht, die zusammen kein systematisches Buch ergeben. So begegnet man vielen Thesen, Beispielen und Argumenten mehrmals. Dafür vermittelt diese Sammlung die Entwicklung von Putnams Denken während dieser 19 Jahre, wie es ein zusammenhängendes Buch nicht vermöchte.

Natürlich sind die Aufsätze nicht chronologisch angeordnet, sondern, so gut es eben ging, in Themengruppen zusammengestellt. Den Anfang bilden Aufsätze zur Philosophie der Mathematik (I 1–I 4)¹. I 5–I 12 wenden sich der Physik zu; Schwerpunkte sind dabei die Raum-Zeit-Philosophie in Form einer Auseinandersetzung mit Grünbaum (I 6, I 11 und I 12, zum Teil auch II 9) und die Quantenmechanik samt der mit ihr verbundenen dreiwertigen Logik (I 7–I 10)². Der Rest von Band 1 (I 13–I 19) beschäftigt sich allgemein mit Wissenschaftstheorie, wobei I 16–I 18 speziell der Bestätigungsproblematik gewidmet sind. Band 2 ist etwas einheitlicher. In II 1–II 13 dreht es sich um Sprachphilosophie, wobei sich das Interesse auf Referenz und Wahrheit einerseits und auf Bedeutung und Analytizität andererseits konzentriert. (II 1 beschäftigt sich freilich mit dem „linguistic turn“ in der Philosophie, II 3 mit Grammatik, II 4 mit Chomskys Hypothese von den angeborenen Ideen und II 9 und II 10 mit dem Konventionalismus, wie er sich in der Raum-Zeit-Philosophie Reichenbachs und Grünbaums und in Quines These von der Übersetzungsunbestimmtheit findet.) II 14–II 22 befassen sich schließlich mit der Philosophie des Geistes.

Dies ist aber nur die oberflächliche Einteilung. Bei näherer Betrachtung bietet sich vor allem eine großangelegte Auseinandersetzung dar, die sich Putnam mit dem logischen Empirismus oder dem, wie er es nennt, logischen Positivismus auf verschiedenen Kampfplätzen liefert. Daher glaube ich, daß sich Putnams Position besonders gut erschließt, wenn wir zunächst den logischen Empirismus durch seine Brille betrachten³:

Für Putnam ist der logische Empirismus im Grunde eine idealistische Philosophie. (Vgl. etwa II, S. 17 ff. und S. 207 ff.) Einen anderen Anstrich als Berkeleys Idealismus, der eine außermentalistische Realität schlichtweg leugnete, erhielt er vor allem durch zwei Schachzüge: erstens durch

¹ „I1“ bezeichnet den ersten Aufsatz in Band 1, „II13“ den dreizehnten Aufsatz in Band 2, usw.

² Insbesondere die Aufsätze I7 und I10 erläutern in sehr verständlicher Weise die Interpretationsprobleme, mit denen man in der Quantenmechanik zu kämpfen hat.

³ Im folgenden geht es nur um die knappe Schilderung einer philosophischen Tendenz, deren vielfältige Differenzierungen und Präzisierungen hier nicht berücksichtigt werden können. Will man Putnams Kritik personalisieren, so trifft sie natürlich vor allem Carnap. Aber auch mit anderen geht Putnam scharf ins Gericht, z. B. mit Malcolm (in II 15), mit Ayer (in II 7) und mit den sich nicht zu den logischen Empiristen zählenden Popper (in I 16) und Feyerabend (in II 6).

die sprachliche Wende, die ontologische zu sprachlichen Problemen machte, und zweitens durch den Übergang von einer phänomenalistischen zu einer physikalischen Basis. Daß mit diesem zweiten Schritt das idealistische Erbe *nicht* über Bord geworfen wurde, zeigt sich daran, daß statt der Reduktion aller Begriffe, insbesondere solcher, die über materielle Dinge sprechen, auf Begriffe, die über Sinnesdaten sprechen, nun eben die Reduktion aller Begriffe auf Begriffe, die über beobachtbare Dinge sprechen, auf dem Programm stand. Beides scheiterte, was der Prüfstein der Dispositionsbegriffe besonders deutlich machte. Dies führte dann bekanntlich zu der Zweiteilung in Beobachtungssprache und theoretische Sprache, deren Begriffe sich nicht durch Beobachtungsbegriffe definieren lassen und daher durch die sogenannten Zuordnungsregeln nur partiell in der Beobachtungssprache interpretiert werden. Es liegt auf der Hand, daß sich in diesem Umkreis auch operationalistische und instrumentalistische Tendenzen breit machten.

Angewandt auf die Philosophie des Geistes folgt daraus der logische Behaviorismus: daß Geisteszustände Verhaltensdispositionen seien bzw. daß mentale oder psychologische Begriffe Dispositionsbegriffe seien, deren Manifestationsgesetze beobachtbares Verhalten beschreiben.

Den Ursprung für die idealistische Tendenz des logischen Empirismus sieht Putnam in seinem sprachphilosophischen Herzstück, der Verifikationstheorie der Bedeutung, nach der die Bedeutung eines Satzes in der Methode seiner Verifikation besteht; diese machte ja gerade die Reduktion aller Begriffe auf eine phänomenalistische oder auch physikalistische Basis notwendig. Damit machten sich die logischen Empiristen zwei traditionelle Annahmen zu eigen (vgl. II, S. 219): erstens die Annahme, daß es zum Verständnis der Bedeutung oder Intension eines Terms lediglich darauf ankomme, sich in einem bestimmten psychologischen Zustand zu befinden, und zweitens die Annahme, daß die Bedeutung eines Terms seine Referenz bestimme, d. h., daß aus intensionaler Gleichheit extensionale Gleichheit folge.

Die Verifikationstheorie der Bedeutung liefert das Fundament für zwei weitere Säulen des logischen Empirismus: die These von der Sinnlosigkeit der Metaphysik und die Verwerfung synthetischer Sätze a priori. Das Letztere verband sich mit der Neigung, die Anwendung des Begriffs der Analytizität von harmlosen Fällen wie dem, daß Junggesellen unverheiratet sind, auf tieferliegende Fälle auszudehnen (vgl. II, S. 36 ff.): etwa auf die Verbindung zwischen theoretischen Begriffen und der Beobachtungsbasis oder auf solche Aussagen wie die, daß die Erde mit allem, was auf ihr ist, erst vor fünf Minuten entstanden sei. Da analytische Sätze kraft Sprachkonvention wahr sind, wurden gleichzeitig konven-

tionalistische Thesen prominent: z. B., daß mathematische Lehrsätze konventionale Wahrheiten seien.

Dem korrespondierte außerdem eine relativ leichtfertige Inanspruchnahme von Bedeutungs- und Referenzänderungen; denn die Verwerfung für analytisch gehaltener Sätze ließ sich nur mittels Bedeutungs- und Referenzänderungen erklären. Da sich nicht einzelne theoretische Sätze, sondern nur ganze Theorien mit der Beobachtung in Beziehung setzen lassen und daher die Bedeutung und auch die Referenz eines Terms von der ganzen Theorie, in der er vorkommt, abhängt, kam es sogar zu der extremen Behauptung, daß sich mit jeder Änderung einer Theorie auch die Bedeutung und womöglich die Referenz ihrer Begriffe ändere, und im Gefolge davon zur These von der Inkommensurabilität wissenschaftlicher Theorien.

Schließlich hängt damit in Putnams Augen die Unfähigkeit der Empiristen zusammen, einen theorieunabhängigen Wahrheitsbegriff, auf dem die Wissenschaften basieren, anzugeben (vgl. II, S. xf. und S. 210f.). Denn wenn Referenz theorieabhängig ist, so gilt dasselbe in Anbetracht des unmittelbaren Zusammenhangs zwischen Wahrheit und Referenz auch für Wahrheit; der Wahrheitsbegriff läßt sich dann jeweils nur innerhalb einer Theorie erklären. Dies hat zuletzt den Effekt, daß der kumulative Charakter und der Fortschritt der Wissenschaft vernachlässigt wird und wissenschaftlicher Erfolg unerklärt bleibt.

Putnam hält dies alles von vorn bis hinten für *irregeleitet*. Was er dem entgegensetzt, ist, mit seinen eigenen Worten, ein *realistischer* Standpunkt:

“The statements of science are in my view either true or false (although it is often the case that we don't know which) and their truth or falsity does not consist in their being highly derived ways of describing regularities in human experience. Reality is not a part of the human mind; rather the human mind is a part – and a small part at that – of reality. But no paper in this collection is entirely devoted to the topic of realism, for my interest in the last fifteen years has not been in beating my breast about the correctness of realism, but has rather been in dealing with specific questions in the philosophy of science from a specific realist point of view.” (I, S. vii)

Ähnlich zentral wie die Verifikationstheorie der Bedeutung für die logischen Empiristen ist für Putnam seine Sprachphilosophie (dargelegt vor allem in II 11 „Explanation and Reference“, II 12 „The Meaning of ‚Meaning‘“ und II 13 „Language and Reality“). So sind es denn gerade die zwei vorerwähnten traditionellen Annahmen, von denen aus Putnam den logischen Empirismus aufrollt⁴. Aus diesen Annahmen er-

⁴ Genauer gesagt: Ich stelle ihn hier so dar, als tue er dies. Sicherlich gibt es andere, ähnlich geeignete Startpunkte für die Darstellung von Putnams Position.

gibt sich nämlich unmittelbar, daß die Extension eines Terms durch den psychologischen Zustand jeder diesen Term verstehenden Person, also individuell bestimmt ist, und dies ist falsch (vgl. II, S. 223 ff.). Putnam zufolge übersehen diese Annahmen die Rolle, die die soziale und die natürliche Umgebung bei der Bestimmung der Referenz eines Terms spielen.

Daß die soziale Umgebung zur Referenzbestimmung beiträgt, kommt in seiner Hypothese von der sprachlichen Arbeitsteilung zum Ausdruck (II, S. 227 ff.): der Hypothese, daß es häufig so ist (und daher auch genügt), daß nur ein Teil der Benutzer eines Terms, die Gruppe der Experten, dazu imstande ist, zuverlässig festzustellen, auf welche Gegenstände dieser Term zutrifft, und daß die Nicht-Experten bei der Verwendung dieses Terms auf die Kooperation mit den Experten angewiesen sind. (Z. B. sind die Experten in bezug auf „Wasser“ diejenigen, die eine chemische Analyse durchführen können, da sich letztlich nur so H₂O von anderen, auch noch so wasserähnlichen Flüssigkeiten unterscheiden läßt.) Wenn diese Hypothese richtig ist – und Putnam führt viele Beispiele dafür an –, reicht es also aus, wenn nicht jeder einzelne, sondern nur die Sprachgemeinschaft als ganze die Referenz ihrer Terme bestimmen kann.

Die mittlerweile prominente, sogenannte kausale Theorie der Referenz⁵ faßt Putnam als Spezialfall dieser sprachlichen Arbeitsteilung auf. Korrekt formuliert, läuft sie für ihn gerade darauf hinaus, daß die Referenz etwa eines Namens dadurch bestimmt wird, daß seine Benutzer kausal mit anderen Personen verknüpft sind, die in der Lage sind bzw. waren, den Namensträger zu identifizieren (vgl. II, S. 203).

Aber auch die natürliche Umgebung ist für die Festlegung der Referenz vieler Terme wesentlich, was Putnam auf ihre Indexikalität zurückführt. Putnam denkt dabei weniger an offenkundig indexikalische Terme wie „du“, „hier“ und „gestern“; vielmehr ortet er (in II, S. 239 ff.) eine versteckte Indexikalität auch bei Termen wie „Wasser“, „Tiger“, „Bleistift“ usw. Diese besteht darin, daß z. B. irgendein Stoff – wann und wo er auch existiere, und sei es nur in einer anderen möglichen Welt – genau dann Wasser ist, wenn er dem Wasser *hier* in *unserer* Umgebung gleicht. Auf diese Weise trägt die Beschaffenheit unserer Umgebung zur Referenzbestimmung bei, ähnlich wie es der Äußerungskontext bei offenkundig indexikalischen Termen tut.

Doch waren wir nicht ganz präzise: In welcherlei Hinsicht muß ein Stoff unserem Wasser gleichen, um Wasser zu sein? Putnams Antwort

⁵ Von Putnam in II11 für physikalische Größen, von Kripke vor allem für Eigennamen entwickelt. Siehe S. Kripke, „Naming and Necessity“, in: G. Harman, D. Davidson (eds.), *The Semantics of Natural Language*, Dordrecht 1972, S. 253–355 und S. 763–769.

hierauf lautet: Die Gleichheitsrelation, von der hier die Rede ist, ist eine Relation, deren Bestimmung unbegrenzte wissenschaftliche Forschung erfordern mag und möglicherweise im Laufe der Forschung immer wieder geändert wird (s. II, S. 225). Normalerweise hebt diese Gleichheitsrelation auf die Gleichheit der verborgenen Struktur ab, bei Substanzen wie Wasser z. B. auf die chemische Struktur, bei Lebewesen wie Tigern auf die genetische Struktur usw. Dabei muß diese verborgene Struktur nicht bekannt sein; es braucht in der Sprachgemeinschaft nicht einmal eine Idee zu existieren, worin sie vielleicht bestehen könnte.

Freilich soll nicht präsupponiert werden, daß z. B. alle Dinge, die wir Wasser nennen, eine gemeinsame verborgene Struktur haben. Es könnte sehr wohl sein, daß sich hinter diesen Dingen zwei oder mehrere Strukturen verbergen; dann hätten wir eben zwei oder mehrere Sorten von Wasser. Es könnte sogar sein, daß wir gar keine verborgene Struktur entdecken oder auch so viele verschiedene verborgene Strukturen, daß es witzlos würde, sie alle zu unterscheiden; in diesem Fall würden die oberflächlichen Charakteristika wie Farbe, Konsistenz usw. darüber entscheiden, ob etwas Wasser zu nennen ist oder nicht (vgl. II, S. 240 f.).

Weil Putnams Philosophie mit diesem Punkt steht und fällt, will ich an einem Beispiel ausführlich darstellen, wie ich ihn sehe und auch für korrekt halte: Dazu fragen wir uns, ob die alten Griechen mit ihrem Wort für Gold über dieselben Dinge sprachen wie wir heute mit unserem Wort „Gold“ – was Putnam nachdrücklich bejaht (s. II, S. 235 ff.). Wir wollen dabei annehmen, daß für die alten Griechen Gold ein Metall mit einer bestimmten Farbe, einer bestimmten Härte und vielleicht einem bestimmten spezifischen Gewicht war. Fassen wir diese Eigenschaften, an denen die Griechen erkannten, ob etwas Gold ist, unter dem Namen „*F*“ zusammen. Die Griechen waren also davon überzeugt, daß etwas genau dann Gold ist, wenn es *F* ist. Wichtig ist nun, daß man dies nicht als eine bloß empirische Überzeugung abtun kann; sie hatte für die Griechen einen anderen Status als z. B. die Überzeugung, daß alle Baumstämme schwimmen. Das liegt daran, daß sie *keinerlei* vernünftigen Zweifel daran hegen konnten, daß, wenn etwas *F* bzw. nicht *F* ist, es dann auch Gold bzw. kein Gold ist. Denn es gab für die alten Griechen offensichtlich nichts, was die Grundlage für solch einen Zweifel hätte bilden können.

Die Unzweifelbarkeit dieser Überzeugung haben logische Empiristen, Operationalisten usw. richtig erkannt. Sie schlossen daraus, daß diese Überzeugung analytisch sein müsse, und das war ein Fehler, wie Putnam zu Recht kritisiert. Denn auch wenn zu einem gewissen Zeitpunkt kein vernünftiger Zweifel an der Überzeugung möglich war, daß etwas genau dann Gold ist, wenn es *F* ist, so steht diese Überzeugung im Prinzip immer zur Disposition, sobald *neue* Eigenschaften entdeckt werden. Ich meine damit nicht neue Eigenschaften von *F*-Dingen, sondern einfach ganz

neue Eigenschaften, die bisher niemanden in den Sinn gekommen sind, also z. B. das Verhalten unter neuartigen und bisher nicht realisierten Testbedingungen oder theoretische Eigenschaften, die sich mit Hilfe einer neu erfundenen Theorie formulieren lassen usw.

Nehmen wir also an, es sei etwa im Mittelalter eine neue Eigenschaft, nennen wir sie *G*, entdeckt worden. Es wird nun natürlich interessieren, ob die Dinge, die man bisher Gold nannte, d. h. die *F*-Dinge auch die Eigenschaft *G* haben oder nicht.

Die Untersuchung davon kann Unterschiedliches ergeben: Es kann sich zum einen herausstellen, daß einige *F*-Dinge keine *G*-Dinge oder einige *G*-Dinge keine *F*-Dinge sind. Was dann passiert, hängt von vielen Faktoren ab, z. B. davon, wie weit die Eigenschaften *F* und *G* einander überlappen, davon, ob die *G*-Dinge unter den *F*-Dingen zufällig verteilt sind oder ob da ein systematischer Zusammenhang auffällt, oder davon, wie zentrale Rollen die Eigenschaften *F* und *G* in welchen Theorien spielen usw. Gewisse Faktorenkombinationen führen nun – und das ist hier wichtig – dazu, daß die Eigenschaft *G* für die Eigenschaft, Gold zu sein, als wesentlicher erachtet wird als die Eigenschaft *F*; welche Kombinationen das genau sind, sei einer gewiß lohnenden Untersuchung anheimgestellt. – Oder es kann sich zum anderen herausstellen, daß genau die *F*-Dinge auch *G*-Dinge sind. Doch ist dieser Fall vom vorhergehenden nicht so sehr verschieden. Denn auch wenn sich bisher keine Diskrepanz zwischen den Eigenschaften *F* und *G* gezeigt hat, so könnte sich trotzdem später eine solche Diskrepanz ergeben. Es kommt also auch in diesem Fall darauf an, welche Eigenschaft für Gold als wesentlicher angesehen wird.

Nehmen wir nun weiter an, daß die Leute im Mittelalter die Eigenschaft *G* nach einiger Forschung für Gold als wesentlicher ansehen als die Eigenschaft *F*. Diese Leute haben sich dann die Überzeugung zu eigen gemacht, daß etwas genau dann Gold ist, wenn es *G* ist. Es ist dann auch sinnvoll geworden zu bezweifeln, daß ein bestimmtes *F*-Ding Gold ist; denn man kann fragen, ob es auch wirklich die Eigenschaft *G* hat. Dafür kann man nun vernünftigerweise nicht daran zweifeln, daß ein *G*-Ding Gold ist; denn wiederum gibt es für solch einen Zweifel keine Grundlage. Und so kann sich das Ganze noch einige Male wiederholen.

Entscheidend ist nun die Frage: Hat sich während dieses Turnus die Bedeutung oder gar die Referenz des Wortes „Gold“ geändert? Die Antwort lautet mit Putnam: nicht unbedingt. Ich meine, sie hängt davon ab, ob die alten Griechen in der Situation, wie sie sich gemäß unserer Geschichte im Mittelalter einstellte, ebenso reagiert hätten, wie wir es von den Leuten im Mittelalter angenommen haben. Wenn sie deutlich anders reagiert hätten, so hätte sich jedenfalls die Bedeutung und je nachdem, ob genau die *F*-Dinge auch *G*-Dinge sind oder nicht, auch die Referenz von „Gold“ geändert; und wenn sie ebenso reagiert hätten, so wären Bedeutung und Referenz gleichgeblieben.

Zusammengefaßt heißt dies: Es kann die Bereitschaft dazu bestehen, die für die Referenz eines Terms wesentlichen Überzeugungen im Lichte neuartiger Erfahrungen zu ändern, selbst wenn diese Überzeugungen zunächst nicht vernünftig bezweifelbar sind. Wenn eine solche Bereitschaft besteht, so richtet sich die Referenz dieses Terms natürlich nicht nur nach den zunächst vorhandenen Überzeugungen, sondern auch nach den zukünftigen Erfahrungen, die wiederum von der tatsächlichen Beschaffenheit der Welt abhängen. So verstehe ich, was Putnam mit der versteckten Indexikalität eines Terms meint.

Putnam wird nicht müde, an immer neuen Beispielen zu zeigen, daß Prädikate für natürliche Arten dem eben zweimal dargestellten Mechanismus gehorchen, daß in ihm ihre Logik bestehe. In der Tat glaubt er, daß seine Analyse auf die große Mehrheit aller Substantive und ebenso auf andere Wörter und Wendungen zutrifft (vgl. II, S. 242 ff.). Insbesondere aber wendet er diese Analyse auch auf wissenschaftstheoretisch interessantere Begriffe an, z. B. auf „Elektrizität“ (II, S. 198 ff.), auf „Elektron“ (II, S. 275, 277) oder auf die Raum-Zeit-Metrik (II, S. 282).

Der Witz dieser Sache dürfte mittlerweile klar sein: All die unglücklichen Bemühungen, unsere Terme auf eine phänomenalistische oder physikalistische Basis zu reduzieren, all die unseligen Annahmen über die Inkommensurabilität wissenschaftlicher Theorien und über die Abhängigkeit der Referenz eines theoretischen Terms vom theoretischen Kontext sind damit vom Tisch. Theoretische Begriffe sind keine Hilfskonstrukte zur Systematisierung von Sinneseindrücken oder Beobachtungsdaten, Theorien liefern keine notwendigen und hinreichenden Bedingungen für die Anwendung ihrer Terme und machen daher auch nicht die Referenz ihrer Terme von sich abhängig. Vielmehr ist, wenn Putnams Analyse zutrifft, die Referenz eines Terms und insbesondere eines theoretischen Terms zu verschiedenen Zeitpunkten immer dieselbe – selbst wenn zum früheren Zeitpunkt nur eine kleine Zahl von Experten oder womöglich überhaupt niemand in der Lage dazu war, die Referenz dieses Terms korrekt zu bestimmen. Die Entitäten, über die ein (theoretischer) Term spricht, sind theorieunabhängig, und mit unseren Termen versuchen wir, die Natur dieser Entitäten immer besser zu erfassen; doch ändert sich ihre Natur nicht dadurch, daß wir unsere Theorie über sie ändern.

Kurzum, Putnam hat, was er wollte: einen theorieunabhängigen Referenzbegriff. Damit hat er gleichzeitig auch einen theorieunabhängigen Wahrheitsbegriff, und schließlich kommt die Sicht der Wissenschaft wieder ins Lot; Wissenschaft läßt sich wieder als Tätigkeit sehen, deren Ergebnisse sich kumulieren und der Wahrheit annähern; und dies wieder-

um vermag eher als empiristische Alternativen den wissenschaftlichen Erfolg erklären. (Vgl. II, S. 235 ff. und S. 290.)

Verweilen wir aber noch ein wenig bei Putnams Sprachphilosophie; bisher haben wir uns ja nur mit der Extension eines Terms, kaum aber mit seiner Intension beschäftigt, die für Putnam freilich nachgerade ein Anhängsel an seine Extension ist. Der Frage, was Intension über Extension hinaus sei, nähert sich Putnam über die Frage, worin die individuelle Kompetenz bezüglich Bedeutungen denn bestehe, nachdem sie dem bisher Gesagten zufolge offensichtlich nicht zur Referenzbestimmung taugt. Der zentrale Begriff, den Putnam hier einführt, ist der der *Stereotype*: Die mit einem Term assoziierte *Stereotype* besteht aus Annahmen über die Gegenstände, auf die dieser Term zutrifft, und zwar aus den Annahmen, die zu haben die Sprachgemeinschaft von den Personen erwartet, die die Bedeutung dieses Terms kennen (Putnam sagt statt dessen lieber: die sich diesen Term angeeignet haben).

So ist z. B. zu vermuten, daß im deutschen Sprachkreis die *Stereotype* vom Tiger ein großes, gestreiftes, katzenartiges Tier und die von einer Buche eigentlich nur ein Laubbaum ist. Wesentlich ist, daß die mit einem Term assoziierte *Stereotype* nicht seine Referenz festzulegen braucht – sie kann sogar verblüffend schwach sein, wie am Beispiel der Buche zu sehen war – und daß sie nicht einmal zuzutreffen braucht. Es könnte z. B. sehr wohl sein, daß nur die allerwenigsten Tiger, etwa die in den Zoos, tatsächlich gestreift sind. (In II, S. 143, bemerkt Putnam, daß es sogar möglich ist, daß kein einziges Ding, auf das ein Term zutrifft, unter seine *Stereotype* fällt.) Die Anforderungen an die individuelle Kompetenz sind eben häufig denkbar gering.

Für Putnam machen dann also die Bedeutung eines Terms – „Bedeutung“ in einem wissenschaftlich interessanten Sinne – neben seinen grammatischen Eigenschaften vor allem seine lediglich in der sozialen Kompetenz liegende Extension und die mit ihm assoziierte *Stereotype* aus, die bereits individuell verfügbar sein muß (vgl. II, S. 268 ff.).

Nach alledem wird auch Putnams Einstellung gegenüber der Rolle analytischer Aussagen verständlich. Er verwirft zwar im Gegensatz zu Quine die Analytisch-Synthetisch-Unterscheidung nicht vollständig, hält aber im Gegensatz zu den logischen Empiristen Analytizität für etwas Nebensächliches. Denn ein Term ist in der Regel weder mit seiner Extension noch mit seiner *Stereotype* auf analytische Weise verknüpft. Daß Wasser H_2O ist, ist sicherlich synthetisch; und daß *Stereotypen* nicht zuzutreffen brauchen, also a fortiori nicht analytisch wahr sein müssen, hatten wir auch schon festgestellt. In der Tat sieht Putnam analytische Zusammenhänge nur bei den relativ seltenen und unwichtigen „one-criterion-words“ gegeben, für deren Anwendung eine allgemein

bekannte notwendige und hinreichende Bedingung besteht (wie etwa bei dem vertrauten Beispiel „Junggeselle“ – vgl. II, S. 64 ff.)⁶.

Parallel zur Entwertung analytischer Wahrheiten kommt es bei Putnam zur Relativierung der Wahrheiten a priori. Daß es Sätze gibt, die in einem absoluten Sinne a priori wahr sind, deren Verwerfung also vollkommen ausgeschlossen ist, vermag Putnam nicht anzuerkennen; für ihn gibt es nur Sätze, die relativ auf die jeweilige Erkenntnissituation a priori sind (und die allerdings auch synthetisch sein können). Hier kommt ein zweiter Grundgedanke Putnams zum Tragen, der ebenso wie seine Referenztheorie seine Aufsätze wie ein roter Faden durchzieht; man könnte ihn den Gedanken der (*epistemischen*) *Notwendigkeit mangels Alternativen* nennen. Sein schlagendstes Beispiel dafür ist die Entwicklung der Geometrie:

Lange Zeit war Euklids Geometrie die einzige verfügbare Theorie über räumliche Beziehungen; eine andere Geometrie war schlechterdings nicht vorstellbar. Insofern kam der euklidischen Geometrie Notwendigkeit zu – nicht nur als Theorie über mathematische Objekte, die euklidische Räume heißen, sondern gerade als Theorie über unseren physikalischen Raum. Sätze wie „wenn man sich entlang einer Geraden immer in derselben Richtung bewegt, so kann man nie zu seinem Ausgangspunkt zurückkehren“ oder „in unserem Raum haben unendlich viele Würfel bestimmter Größe Platz“ waren synthetische Sätze a priori. Erst mit der Entdeckung nicht-euklidischer Geometrien verlor die euklidische Geometrie ihren A-priori-Charakter. (Vgl. z. B. I 5 und I 15.)

Solche (möglicherweise zeitlich begrenzte) Apriorizität mangels Alternativen⁷ findet Putnam vielerorts, z. B. in unserer die Existenz materieller Gegenstände präsupponierenden Dingsprache, die zu keinem Zeitpunkt einen Konkurrenten hatte (vgl. II 1), oder in der klassischen Logik, die Konkurrenz erhielt und in der Quantenmechanik tatsächlich nicht anwendbar zu sein scheint (vgl. I 10). Und gerade die Tatsache, daß so zentrale Theorien a priori wie die euklidische Geometrie und die klassische Logik zu verwerfen waren, läßt Putnam zu der Ansicht kommen, daß

⁶ Daß bei anderen Termen keine analytischen Zusammenhänge bestehen, erklärte er in II2, „The Analytic and the Synthetic“, noch damit, daß sie eben keine „one-criterion-words“, sondern „cluster terms“ und insbesondere „law-cluster-terms“ seien. Da diese Ansicht prominent geworden ist, ist es vielleicht wichtig, darauf hinzuweisen, daß Putnam mit seiner neueren Sprachphilosophie seine Law-Cluster-Theorie wieder aufgegeben hat; Begriffe wie „kinetische Energie“ kommen zwar in vielen Gesetzen vor, aber daß sie daraus ihre Bedeutung gewinnen, hält er nun für falsch. Siehe II, S. 281 f.

⁷ In den meisten Aufsätzen scheint Putnam nicht zwischen Notwendigkeit und Apriorizität zu unterscheiden. Erst in II12, S. 229 ff., unterscheidet er mit Kripke zwischen metaphysischer und epistemischer Notwendigkeit und identifiziert letztere mit Apriorizität und Unrevidierbarkeit.

Apriorizität *immer* auf den jeweiligen Erkenntnisstand zu relativieren ist und niemals absolut sein kann.

Obwohl zunächst voneinander unabhängig, ergänzen Putnams Referenztheorie und seine These von der relativen Notwendigkeit mangels Alternativen einander. Denn nach vorherrschender Meinung ließ sich die Verwerfung eines Satzes, der a priori wahr ist, nur damit erklären, daß dieser Satz nicht mehr dieselbe Behauptung wie zuvor enthielt, d. h., daß die in diesem Satz vorkommenden Terme ihre Bedeutung, ja ihre Referenz änderten. Aus den bekannten Gründen kann diese Erklärung Putnam nicht zufriedenstellen, so daß er nach einer anderen Erklärung suchen muß, und eben diese liefert die These von der Notwendigkeit mangels Alternativen (vgl. II, S. xivf.). Dieser Zusammenhang kam ja auch in unserer Darstellung dessen, was Putnam mit der (versteckten) Indexikalität von Termen meint, deutlich zum Ausdruck. Denn auch hier hüßte eine zunächst epistemisch notwendige Aussage – nämlich die, daß etwas genau dann Gold ist, wenn es *F* ist – ihre Notwendigkeit und möglicherweise ihre Wahrheit dadurch ein, daß eine Alternative – nämlich die neue Eigenschaft *G* – entdeckt wurde.

Zu Putnams Entwertung analytischer Wahrheiten und seiner Relativierung der Wahrheiten a priori paßt auch seine Sicht der Mathematik, dieser nach empiristischer Meinung mustergültigen Ansammlung analytischer Wahrheiten a priori. So betont Putnam, ohne die Unterschiede zu übersehen, gerade die vielfältigen Ähnlichkeiten, die zwischen der Mathematik und den empirischen Wissenschaften bestehen. Diese Andeutung über Putnams Philosophie der Mathematik möge hier genügen.

Der Gedanke von der Notwendigkeit mangels Alternativen hat auch unmittelbare Auswirkungen auf die Frage der Akzeptierung und Verwerfung von Theorien und somit auf das Induktionsproblem im allgemeinen. Die übliche Antwort, die insbesondere den ansonsten so verschiedenen Induktionstheorien Carnaps und Poppers zugrundeliegt, sagt dazu in etwa: Theorien stimmen mit den vorhandenen Daten mehr oder weniger gut überein; ein bestimmtes Maß an Übereinstimmung markiert die Grenze der Akzeptierbarkeit; und von denjenigen der vorhandenen Theorien, die dieses Maß erreichen oder gar übertreffen, wird, sofern es überhaupt eine solche Theorie gibt, die Theorie mit der besten Übereinstimmung akzeptiert.

An dieser Antwort ist gleich zweierlei falsch. Zunächst ist es nicht unbedingt so, daß dem Zweifel unterworfenen Theorien an unabhängig gewonnenen, sicheren Daten geprüft werden; vielmehr setzen Theorien häufig erst den Rahmen, innerhalb dessen die Daten gesammelt und konstruiert werden (vgl. I 16). Ganz offensichtlich ist dies bei einer mangels

Alternativen epistemisch notwendigen Theorie; denn eine solche Theorie ist durch neue Erfahrungen überhaupt nicht zu erschüttern; bei der Ermittlung von Daten wird schon von ihr ausgegangen. Und daß epistemisch nicht notwendige Theorien ganz ähnlich funktionieren, quasi notwendigen Charakter annehmen und ebenfalls nur durch neue Theorien gestürzt werden können, haben insbesondere Kuhn⁸ und Putnam nachdrücklich zu Bewußtsein gebracht.

Aber selbst wenn die Daten unabhängig von den jeweils akzeptierten Theorien gesichert wären, kommt es nach Putnam für eine Theorie, um akzeptiert zu werden, nicht allein darauf an, besser als die Konkurrenz mit den Daten übereinzustimmen. Z. B. ist auch die zeitliche Reihenfolge, in der Theorien vorgeschlagen werden, relevant (vgl. I, S. 279 ff.). Insbesondere aber richtet sich unsere Beurteilung von Theorien auch nach erfahrungsunabhängigen Faktoren, nach einer A-priori-Rangordnung aller Theorien, in die solche Dinge wie Plausibilität, Einfachheit, Ad-hoc-Charakter usw. eingehen. (Alle existierenden Explikationen dieser Rangordnung oder von Aspekten dieser Rangordnung hält Putnam allerdings für äußerst unzulänglich; ihre Beschaffenheit läßt sich wohl nur durch mühselige empirische Forschung klären.) Die Gegenwart einer solchen A-priori-Rangordnung zeigt sich besonders deutlich an unserer Argumentation zur Verwerfung von Dämonentheorien, die sich immer auf erfahrungsunabhängige Beurteilungskriterien berufen muß, wenn sich zwischen den Dämonentheorien und unseren akzeptierten Theorien durch Erfahrungen nicht unterscheiden läßt (vgl. I, S. 283 ff., 302 f. und II, S. 357 ff., 447).

Wenden wir uns nun zuletzt der Philosophie des Geistes zu, bei der es Putnam gleich mit drei Gegnern aufnimmt: dem Dualismus, dem Materialismus und dem logischen Behaviorismus, die unter sich schon verfeindet waren. Die kartesische *res cogitans* war den Materialisten sehr suspekt; für sie gab es nur Materie, und so identifizierten sie geistige Zustände mit materiellen Zuständen (ob diese mechanistisch oder den Standards moderner Physik und Chemie entsprechend konzipiert sind, tut dabei nichts zur Sache). Diese Identifikation war wiederum für die Dualisten nicht akzeptabel, da völliger Unsinn resultierte, wenn man Gefühlen etwa physikalische Eigenschaften oder Stromkreise psychische Eigenschaften zuschrieb. Aus dieser unfruchtbaren Situation schien erst der logische Behaviorismus einen Weg zu weisen. Er konnte in überzeugend wirkender Weise sowohl wie der Dualismus bestreiten, daß wir unter psychologischen Begriffen Gehirnvorgänge verstünden, als auch

⁸ Siehe T. S. Kuhn, *The Structure of Scientific Revolutions*, Chicago 1962, vor allem Kapitel VIII.

wie der Materialismus leugnen, daß psychologische Begriffe über eine gesonderte geistige Substanz sprächen.

So stellt sich die Situation Putnam dar, und er empfindet sie als sehr unbefriedigend. Aus denselben Gründen wie die Verifikationstheorie der Bedeutung kann er auch den logischen Behaviorismus nicht akzeptieren, der z. B. zu so absurden Konsequenzen führt wie der, daß man dem Super-Spartaner, der lieber stürbe als sich auch nur im geringsten einen Schmerz anmerken zu lassen und der es auch gelernt hat, sich derart zu beherrschen, die Fähigkeit, Schmerzen zu spüren, absprechen muß (vgl. II, S. 352 ff.), oder der, daß ein total Gelähmter, der niemals bei anderen Schmerzverhalten beobachtet, das Wort „Schmerz“ nicht lernen kann (s. II, S. 280). Für Putnam bestehen eben keine analytischen, sondern nur synthetische Zusammenhänge zwischen psychologischen Zuständen und Verhaltensweisen. Ebenso hält er die dualistische und behavioristische Kritik am Materialismus für unberechtigt, solange dieser nur Referenz-, nicht aber Bedeutungsbehauptungen über psychologische Begriffe macht. Nach seiner Hypothese von der sprachlichen Arbeitsteilung kann ja jemand mit psychologischen Begriffen sehr wohl über Gehirnzustände sprechen, ohne diese im Sinn zu haben oder irgendetwas über sie zu wissen (s. II, S. 278).

Doch auch der Materialismus steht mit Putnams Referenztheorie nicht im Einklang. Denn hätte der Materialist recht, so würde die zu einem psychologischen Begriff gehörige Gleichheitsrelation auf *materielle* Strukturgleichheit abheben. In Putnams Augen hebt sie aber nur auf *funktionale* Strukturgleichheit ab.

Er veranschaulicht dies, indem er den Menschen immer wieder mit einer Turing-Maschine, auch mit einem komplizierteren Computer vergleicht. Eine Turing-Maschine ist einfach ein System, das sich in endlich vielen Zuständen befinden kann, deren Abfolge durch bestimmte Regeln festgelegt ist. (Diese Regeln sind in der sogenannten Maschinentafel zusammengefaßt.) Völlig unerheblich ist dabei, wie eine Turing-Maschine realisiert wird, ob mit Hebeln, Stangen und Farbband oder mit Dioden, Transistoren und elektronischer Anzeige. Zwei Turing-Maschinen sind genau dann gleich, wenn sie dieselbe Maschinentafel, d. h. dieselben funktionalen Zustände besitzen. Und beim Menschen ist dies ebenso; selbst wenn sich herausstellen sollte, daß z. B. blonde Menschen eine völlig andere Gehirnphysiologie oder womöglich richtige Seelen, wie die Kartesianer sie immer suchten, haben, so wären wir dadurch in unserer Anwendung psychologischer Begriffe auf blonde Menschen nicht irritiert. Psychologische Terme sprechen über funktionale Zustände; soviel läßt sich beim heutigen Erkenntnisstand schon sagen, auch wenn wir über die funktionalen Zustände des Menschen noch sehr wenig wissen.

Putnam vervollständigt noch seine Widerlegung des Materialismus mit zwei weiteren Argumenten: Erstens zeigt er (II, S. 414 ff.), daß materielle Zustände ebensowenig wie Verhaltensweisen auf analytische

Weise mit funktionalen Zuständen verknüpft sind. Daß sich nicht von funktionalen auf materielle Zustände schließen läßt, war schon klar; aber auch der umgekehrte Schluß läßt sich nicht in logisch korrekter Weise durchführen, er muß immer von empirischen Gesetzen und Zusatzannahmen ausgehen⁹. Und zweitens bringt er vor (II, S. 295 ff.), daß das Zurückgehen hinter funktionale auf materielle Zustände (zumindest in erster Näherung) keinen explanatorischen Wert hat – ebenso wie es zur Erklärung des Verhaltens flüssigen Wassers (außer bei gewissen Mikroeffekten) nichts bringt, hinter die Kontinuumsmechanik auf die Quantenmechanik zurückzugehen. Kurzum, Putnam entlarvt die dualistisch-materialistische Auseinandersetzung um den Stoff des Geistes als Thema-Verfehlung, schaltet gleichzeitig den logischen Behaviorismus aus und sichert obendrein die Autonomie der Psychologie. Und all dies tut er in, wie mir scheint, sehr überzeugender Weise.

So weit die Skizze der Philosophie Putnams, die freilich immer noch auch größere Komplexe davon völlig übergangen hat, z. B. seine Auseinandersetzung mit dem Konventionalismus oder seine Äußerungen zur Raum-Zeit-Lehre, zur Quantenmechanik und zur Mathematik. Aber es sollte zumindest die Kohärenz seiner Gegenposition zum logischen Empirismus klargeworden sein: wie die einzelnen Teile seiner Position ineinandergreifen und sich mit ihren zahlreichen willkommenen Ergebnissen gegenseitig abstützen.

Gegen diese Kohärenz richten einige Einwände zu Details natürlich wenig aus. Ich will daher versuchen, meine folgenden Anmerkungen auf demselben, eher strategischen als argumentativen Niveau zu halten wie die Darstellung von Putnams Position. Dazu scheint es mir nötig, kurz zu resümieren, worum es jedenfalls in den Teilen der heutigen Philosophie geht, mit denen sich Putnam beschäftigt.

Zunächst um Erkenntnistheorie, deren Grundfrage in etwa so lautet: „Welche empirischen Überzeugungen sollten wir vernünftigerweise haben und wie sollten wir sie vernünftigerweise ändern?“ Der Begriff der empirischen Überzeugung ist dabei denkbar weit zu fassen; er bezieht sich auf Überzeugungen über vergangene und zukünftige, singuläre und generelle, nomologische und statistische, nur theoretisch faßbare und auch sprachlich kaum oder gar nicht beschreibbare Sachverhalte, und er umfaßt nicht nur Überzeugungen qualitativer Natur, sondern auch solche komparativer und quantitativer Art, d. h. Dinge, die sich mit

⁹ Suppes argumentiert sogar für die praktische Unmöglichkeit, die funktionalen Zustände auf empirischem Wege aus den materiellen Zuständen zu ermitteln. Siehe P. Suppes, „From Behaviorism to Neobehaviorism“, *Theory and Decision* 6 (1975), S. 269–285, insbesondere S. 283 f.

Wendungen wie „X glaubt eher, daß . . ., als daß . . .“ und „X glaubt im Grade r , daß . . .“ ausdrücken lassen. Kurz, es geht in der Erkenntnistheorie um eine allgemeine Theorie der Überzeugungsbildung. Es dürfte klar sein, daß der Beobachtung in einer solchen Theorie ein zentraler Platz einzuräumen ist; aber ebenso klar dürfte sein, daß eine Wahrnehmungstheorie nur die unterste (und nicht sehr hohe) Schicht einer solchen Theorie bildet.

Es scheint mir nun unumgänglich zu sein, eine solche Theorie der Überzeugungsbildung zu einer Verhaltenstheorie zu erweitern – zum Teil aus dem banalen Grund heraus, daß unsere Beobachtungen und damit unsere Überzeugungen auch von unserem Verhalten abhängen, vor allem aber auf Grund dessen, daß unser Verständnis von Überzeugungen unvollständig bleiben muß, solange wir sie nicht auch als Verhaltensdispositionen sehen. Hier betreten wir freilich ein weites Feld, zu dem die folgende Bemerkung genügen muß: Was unser Verhalten bestimmt, sind nie unsere empirischen Überzeugungen allein, sondern sie und andere Dinge gemeinsam; und zu diesen anderen Dingen zählen zuvörderst unsere Motivationen oder Wünsche. Und mehr braucht man dann nicht in Betracht zu ziehen, wenn man nur an rationalem Verhalten interessiert ist. Die angestrebte Theorie der Überzeugungsbildung wäre also zumindest in eine Theorie des rationalen Verhaltens, wie es durch Überzeugungen und Wünsche bestimmt ist, einzubetten¹⁰.

Zweitens geht es um Sprachphilosophie, wobei das Ziel vor allem eine Bedeutungstheorie ist. Es scheint mir unzweifelhaft, daß eine Bedeutungstheorie, will sie ihren Gegenstand bei der Wurzel packen, damit beginnen muß zu versuchen, die charakteristischen, mit Sprache verknüpften Verhaltensweisen und -dispositionen, d. h. die Verstehens- und Meinensdispositionen der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft zu erfassen; natürlich muß das ohne Rückgriff auf den Bedeutungsbegriff oder Ähnliches geschehen¹¹. Hat man dies, so hat man eine Theorie der subjektiven Bedeutung, d. h. eine Theorie darüber, was gewisse Äußerungen einzelnen Personen bedeuten. Daraus gilt es dann den intersubjektiven Bedeutungsbegriff, an dem wir interessiert sind, herauszudestillieren – etwa auf dem Weg, wie ihn von Savigny vorgeschlagen hat¹². Es scheint, als schwebte vielen ein umgekehrter Weg vor, nämlich den Bedeutungsbegriff zunächst abstrakt-formal zu charakterisieren und das Resultat davon dann Menschen und Sprachgemeinschaften überzustülpen. Wenn man aber die Diskrepanz zwischen subjektiver und intersubjektiver Bedeutung ernst nimmt, so leistet dieser Weg Lückenhaftes,

¹⁰ Unter dem Stichwort „Entscheidungstheorie“ gibt es ja in dieser Richtung bereits bedentliche Vorstöße.

¹¹ Dies ist natürlich eine alte Forderung, die schon so unterschiedliche Philosophen wie Wittgenstein und Quine erhoben haben.

¹² Siehe E. v. Savigny, *Die Philosophie der normalen Sprache*, 2. Aufl., Frankfurt 1974, Kapitel 7.

da er nichts über die Verbindung zwischen intersubjektiver Bedeutung und individuellem Verständnis sagen kann. Das größte Manko dieses Weges ist freilich, daß er bisher nur zur Hälfte beschritten wurde und die empirische Anwendung eines formalen Bedeutungsbegriffs immer im Dunkeln blieb.

Was wir wollen, ist also erstens eine Theorie der Überzeugungsbildung und zweitens eine Bedeutungstheorie der angedeuteten Art. Unglücklicherweise kompliziert sich die Angelegenheit noch. Früher sah es nämlich noch so aus, als hätte man es hier mit zwei getrennten Projekten zu tun. Allenfalls war für eine Theorie der Überzeugungsbildung eine Bedeutungstheorie nützlich, sobald Überzeugungen sprachlich formuliert sind¹³, und sogar notwendig, sobald man berücksichtigen will, daß Überzeugungen sich im Sprachverhalten manifestieren (und das tun sie zu einem beträchtlichen Teil). Doch scheint auch die umgekehrte Abhängigkeit vorzuliegen; darauf liefen ja vor allem Quines Angriffe auf die Unterscheidung zwischen Analytisch und Synthetisch hinaus. Ihnen zufolge können gewisse sprachliche Mittel nur dann Bedeutung haben, wenn entsprechende Überzeugungen vorhanden sind. Dies hat zur Folge, daß man Überzeugungsbildungs- und Bedeutungstheorie zu einer einheitlichen Theorie verschmelzen oder zumindest auf eine gemeinsame Grundlage stellen muß¹⁴.

Man muß sich im klaren darüber sein, daß die Theorie, um die es hier geht, im wesentlichen eine *empirische* Theorie ist¹⁵. Dies ist vor allem allen Erkenntnistheoretikern, die meinen, Erkenntnistheorie a priori betreiben zu können oder zu müssen, und allen formalen Semantikern, soweit sie an der Semantik natürlicher Sprachen interessiert sind, ins Stammbuch zu schreiben¹⁶. Daran ändert auch meine Rede von vernünftigen Überzeugungen und rationalem Verhalten nichts; damit sollte lediglich zum Ausdruck kommen, daß die gesuchte Theorie nicht tatsächliche Überzeugungen und Verhaltensweisen in all ihren Nuancen und mit all ihren häufig wirren Entstehungsgeschichten erfassen kann,

¹³ Wie beim logischen Empirismus zu sehen war: Nachdem er Bedeutung kurzerhand mit Verifikationsmethode identifiziert hatte, war die Überzeugungsbildung zumindest bezüglich Beobachtungssätzen für ihn kein Problem mehr.

¹⁴ Diese Konsequenz hat Quine selbst schon ganz deutlich ausgesprochen. Siehe z. B. W. V. O. Quine, „Naturalisierte Erkenntnistheorie“, in: *Ontologische Relativität und andere Schriften*, Stuttgart 1975, S. 97–126, insbesondere S. 123 f.

¹⁵ Aus diesem Grunde war auch meine dauernde Rede von Verhaltensdispositionen kein Rückfall hinter Putnams Philosophie des Geistes; ich gab ja damit nur an, welche empirischen Beziehungen es zu untersuchen gilt.

¹⁶ Wie es Quine, a.a.O., getan hat. Auch Putnam bringt dies immer wieder zum Ausdruck.

sondern von einer Reihe von Idealisierungen ausgehen muß, wenn irgendeine Chance auf ihre Verwirklichung bestehen soll.

Bisher existiert solch eine Theorie, wie wir sie suchen *nicht*. Es gibt zwar in vielen Teilgebieten, die solch eine Theorie erfassen müßte, schon gründliche Untersuchungen und sogar präzise Theorien. Aber insbesondere bezüglich des vereinheitlichenden Fundamentes tappen wir noch völlig im Düsternen. Zwar werden zahlreiche beachtenswerte Phänomene entdeckt, Vorschläge vorgebracht, wie man die Sache anpacken könnte, und Argumente und Gegenargumente genannt, um zu zeigen, daß diese Vorschläge mehr oder weniger plausibel sind. Doch hat man dabei keinen festen Boden unter den Füßen. Dies trifft weitgehend auch auf Putnams Philosophie zu, und ebenso auf die folgenden Anmerkungen dazu, die sich freilich bereits aus unserer bloß sehr vagen Charakterisierung der erwünschten Theorie ergeben:

Zunächst scheint mir Putnams Kritik am logischen Empirismus etwas übers Ziel hinauszuschießen. Denn als Beitrag zu einer Theorie der Überzeugungsbildung aufgefaßt, liegt das empiristische Reduktionsprogramm im Prinzip auf der richtigen Linie, da es zu leisten versucht, worum keine Überzeugungsbildungstheorie herumkommt: nämlich die Verbindungen aufzuklären, die von der Beobachtungsbasis zu Überzeugungen über der direkten Beobachtung entzogene Sachverhalte und wieder zurück führen. Die Empiristen, darin ist Putnam recht zu geben, irren allerdings, als sie diese Verbindungen zu analytischen Beziehungen verfestigten. Dies mag manchmal angehen, aber es ist sicherlich nicht immer zulässig, wie z. B. gerade an unserem Beispiel, das sich mit der Referenz von „Gold“ beschäftigte, zu sehen war.

Ferner scheint mir, daß Putnams Philosophie nicht direkt zur erwünschten grundlegenden Theorie beiträgt. Dafür gibt es zwei Gründe. Der erste, recht banale Grund ist, daß sich Putnam nur um Wort- und nicht um Satzbedeutung kümmert, was er auch einmal erläutert (s. II, S. 258 ff.). Doch scheint mir eine Bedeutungstheorie, wie ich sie angedeutet habe, damit beginnen zu müssen, die Bedeutung von, um es vorsichtig auszudrücken, verstehbaren Einheiten zu erfassen; denn die Bedeutung verstehbarer Einheiten ist am direktesten mit dem Verhalten der Sprachbenutzer verknüpft; erst daraus wird sich die Bedeutung von Teilen solcher Einheiten gewinnen lassen. Und verstehbare Einheiten sind eben in der Regel zumindest Sätze¹⁷.

Der zweite, schwererwiegende Grund liegt in Putnams wissenschaftstheoretischer Ausrichtung: Es dürfte klar sein, daß die Wissenschaftstheorie mit dem allerschwierigsten Teil des Gebietes, das unsere erhoffte Theorie abdeckt, befaßt ist – und zwar hinsichtlich der Überzeugungsbildungs- wie der Bedeutungstheorie; denn sicherlich gibt es keine kom-

¹⁷ Genau genommen läuft diese Bemerkung darauf hinaus, daß in der gewünschten Theorie auch Äußerungs- vor Satzbedeutung rangiert.

plizierteren Gegenstände unserer Überzeugungen als wissenschaftliche Theorien, und ebenso dürfte deskriptive Bedeutung in wissenschaftlichen Termen ihre verwickeltste Ausformung erhalten haben. Mit der Wissenschaftstheorie anzufangen, heißt also im Hinblick auf unsere erhoffte Theorie, das Pferd vom Schwanz her aufzuzäumen. Auch Putnams Sprachphilosophie unterliegt seiner wissenschaftstheoretischen Ausrichtung, was man schon daran merkt, daß seine Beispiele fast immer Terme betreffen, die über Gegenstände sprechen, deren Natur von wissenschaftlichem Interesse ist. Dies führt bei Putnam zu, wie ich meine, unzulässigen Verallgemeinerungen:

So ist Putnam der Ansicht, daß fast alle unsere Terme eine versteckte Indexikalität aufweisen, d. h. nach dem früher am Beispiel „Gold“ geschilderten Schema funktionieren (vgl. II, S. 242 ff.). Demgegenüber vermute ich, daß es doch viele Terme X – und zwar nicht nur die „one-criterion-words“, wie Putnam meint – gibt, bei denen die dazu benötigte Bereitschaft zur Überzeugungsänderung nicht besteht. Doch überläßt man diesen Streitpunkt am besten empirischer Forschung. Wichtig ist ja vor allem, daß es jedenfalls eine beträchtliche Anzahl von Termen mit versteckter Indexikalität gibt.

Ähnlich ist es mit Putnams Hypothese von der sprachlichen Arbeitsteilung, die gewiß in vielen Fällen und gerade bei wissenschaftlichen Termen zutrifft, die mir aber nicht von so grundlegender Bedeutung zu sein scheint, wie Putnam annimmt. Denn es ist, um wieder von unserer erhofften Theorie her zu argumentieren, sicherlich so, daß man beim Aufbau der angestrebten Theorie anfänglich von der Annahme ausgehen muß, daß alle Mitglieder einer Sprachgemeinschaft bezüglich der von ihnen benutzten Terme die gleiche Kompetenz besitzen. Erst in einem späteren Stadium dieses Aufbaus wird man kompliziertere Phänomene berücksichtigen können wie die, daß sich Fach- und Kunstsprachen entwickeln, daß sich eine Sprachgemeinschaft in zahlreiche ineinander verschachtelte Teilsprachgemeinschaften mit vielfältigen Formen der Interaktion zergliedert usw.

Dadurch rücken auch die Stereotypen in ein anderes Licht. Daß bei indexikalischen Termen mit sprachlicher Arbeitsteilung Stereotype und Referenz wenig miteinander zu tun haben, ist im Grunde wenig erstaunlich. Bei Termen ohne versteckte Indexikalität und ohne sprachliche Arbeitsteilung – die sich meines Erachtens insbesondere unter Alltagswörtern wie „Stuhl“, „Teller“, „laufen“, „rot“ oder auch „freundlich“ finden lassen – sind dagegen die Stereotypen so stark, daß sie zur Referenzbestimmung hinreichen.

Putnams Beobachtungen tragen also nicht direkt zum Fundament

unserer erhofften Theorie bei; vielmehr weisen sie auf Differenzierungen hin, die diese Theorie an höherer Stelle zu berücksichtigen hat. Das schließt natürlich nicht aus, daß sie für Teilstücke dieser Theorie grundlegend sind; in der Tat ist ja, wie bei der Schilderung von Putnams Philosophie bereits ausgeführt, insbesondere das Phänomen der versteckten Indexikalität für die Wissenschaftstheorie von zentraler Bedeutung.

Wolfgang Spohn (München)